

(Nachdruck verboten.)

## 12] Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Da sprang er auf, stieß die Laienschwestern, die ihn festhalten wollten, zur Seite und stürmte Milada in die Halle nach. „Bleib!“ schrie er — „hast Du vergessen, was wir tun wollen, was geschehen muß? Bleib da und sag's den Klosterfrauen!“

Er wurde immer ungebärdiger und bedrohte die Dienerrinnen, die sich anschickten, ihn mit Gewalt fortzuschaffen. Die friedliche Klosterhalle stand in Gefahr, der Schaulplatz eines kleinen Handgemenges zu werden, als die aus dem Garten hereinführende Tür geöffnet wurde und einem langen Zuge von Nonnen Einlaß gewährte, an dessen Spitze die Oberin zwischen den zwei nächsten Würdenträgerinnen schritt. Ein mildes Lächeln auf dem schönen Gesichte, die großen klaren Augen mit dem Ausdruck leisen Staunens auf die erregte Pfortnerin gerichtet, kam sie bis zum Eingange des Sprechzimmers und blieb vor demselben stehen. Die Pfortnerin war wie versteinert, die Laienschwestern knixten bis zur Hälfte ihrer natürlichen Größe zusammen, Milada neigte sich in tiefer Verbeugung, lehnte das Köpfchen auf die Schulter, errödete und erblickte.

„Was gibt es denn? was geschieht hier?“ fragte die Oberin, und so wohl dem Auge der Anblick ihrer edlen Züge, so wohl tat dem Ohr der reine Metallklang ihrer Stimme: „Warum ist unsere kleine Maria noch nicht in die Klasse zurückgeführt?“

Die Pfortnerin gab eine etwas verworrene Erklärung dessen, was sich eben zugetragen; sie schonte dabei Pabels nicht, und die hohe Vorgesetzte hörte ihr zu, mit nicht mehr Ungebuld, als ein Engel hätte verraten dürfen, und ließ nachsichtig wie ein solcher ihren Blick auf dem verlagten Uebelthäter ruhen.

„Mit den Klosterfrauen willst Du sprechen?“ sagte sie zu ihm: „so sprich, mein Kind, da sind die Klosterfrauen.“

Pabel erbeute vor Entzücken und Hoffnungsfreudigkeit bei diesen gütigen Worten; aber zu tun, wie ihm geheißt, vermochte er nicht. Zogend blinzelte er zu der Ehrwürdigen empor, die vor ihm stand, so licht und hehr in ihren dunklen Gewändern. Ihm war, als hätte er in das Antlitz der heiligen Jungfrau geschaut . . . und als sein Blick im Niedergleiten ihre Hände streifte, da meinte er, zwischen den schlanken, über dem Gürtel gefalteten Fingern den Schlüssel zum Himmel blinken zu sehen . . . Wie gepackt und niedergeworfen von einer gewaltigen Faust lag er mit einemmal auf seinen Knien, und seine Rippen murmelten leise und inbrünstig:

„Erlösen! Erlösen!“

Im nächsten Augenblick kniete seine Schwester neben ihm und begann auch zu rufen, nur lauter, nur kühner als er: „Erlösen! . . . Erlösen! . . . Ehrwürdige Mutter, erlösen Sie ihn!“

Die Angeflehnte machte eine Bewegung der Abwehr. Sie reichte Milada beide Hände, zog sie in die Höhe und sprach: „Ich weiß nicht, was Ihr wollt, und so bittet man nicht. Auch Du, Bursche, steh auf und sage vernünftig, was Du zu sagen hast.“

Pabel erhob sich sogleich; seine Wangen glühten braunrot, Schweißtropfen perlten an den Wurzeln seiner Haare, er wollte sprechen, brachte aber nur ein heiseres und undeutliches Gemurmel hervor.

„Sprich Du für ihn, was er will?“ wendete die Oberin sich an Milada.

„Er möchte so gerne hier bleiben,“ erwiderte das Kind bewegt und kleinlaut; „er möchte ein Knecht sein bei den Kühen oder bei den Pferden.“

Die Ehrwürdige lächelte, und ihr Gefolge, die großen und die kleinen Nonnen, die breiten und die schmalen, die freundlichen und die strengen, lächelten gleichfalls.

„Wie kommt er auf den Gedanken? hat ihn jemand Hergewiesen? . . . Fräulein Dekonomin, ist eine Stelle frei in der Wirtschaft?“

„Keine“ antwortete die Angeredete,

Pabel bildete sich ein, zwischen den beiden Frauen sei es hin- und hergeslogen wie ein Blick stillen Einverständnisses, als die Oberin von neuem fragte:

„Vielleicht denkt aber der Maier daran, einen der Knechte zu entlassen? Der Bursche kann früher davon gehört haben als wir; wäre das nicht möglich?“

„Nein. Ich weiß ganz bestimmt, daß der Maier nicht daran denkt, einen Knecht zu entlassen.“

„So — so,“ versetzte die Oberin; „nun denn, mein Kind, da ist nichts zu tun, da war der falsch berichtet, der Dich zu uns geschickt hat. Geh denn heim, mein Kind, geh mit Gott, und Du, kleine Maria, in die Klasse! — in die Klasse.“

Sie wollte sich abwenden und ihren Weg weiter verfolgen. Pabel warf sich ihr entgegen; ehrfurchtsvolle Scheu hatte bisher seine Zunge gebunden, die Angst der Verzweiflung löste sie.

„Um Gottes willen, gütige, gebenedeite Klosterfrau,“ rief er und faßte die Oberin am Kleide, „um Gottes willen, behalten Sie mich! schicken Sie mich nicht ins Dorf zurück . . . Meine Milada sagt, daß ich brav werden soll, im Dorf kann ich nicht brav werden . . . Hier will ich's sein, behalten Sie mich hier . . . Im Dorf bin ich ein Dieb und muß ein Dieb sein . . .“

„Kind, Kind, was sprichst Du?“ entgegnete die Ehrwürdige: „Niemand muß ein Dieb sein, jeder Mensch kann sein Brot redlich verdienen.“

„Ich nicht!“ schrie Pabel und wehrte sich mit allen Kräften gegen zwei Nonnen, die vorgetreten waren, und das Gewand der Oberin aus seinen Händen zu lösen suchten, „ich nicht! . . . Was ich verdiene, nimmt der Virgil und verkauft's, und ich muß auch meine ganze Arbeit tun und bekomme nichts . . . die Gemeinde sollte mir Kleider geben und gibt mir nichts . . . und wenn die Virgilova hingehet und sagt: Der Bub hat kein Hemd, der Bub hat keine Jacke, sagen sie: Und wir haben kein Geld . . . aber wenn sie auf die Jagd gehen wollen und ins Wirtshaus, dann haben sie immer Geld genug . . .“

Ungläubig schüttelte die Oberin den Kopf und machte Einwände, die Pabel widerlegte. Der wortfarge Junge sprach sich in eine derb zutreffende Beredsamkeit hinein. Was er vorbrachte, war nicht die Frucht langen Nachdenkens; die Erkenntnis seines ganzen Glends kam ihm zugleich mit der, daß es eine Rettung geben könne aus diesem Glend, und jede neue Anklage gegen seine schlechte Adoptivmutter, die Gemeinde, und jeden neuen Ausbruch der Enttäuschung und des Jammers schloß er mit dem leidenschaftlichen Beschwören: „Behalten Sie mich! schicken Sie mich nicht ins Dorf zurück!“ Allein — ob seine Augen angst- oder hoffnungsvoll auf die hohe Frau richteten, der er die Macht zuschrieb, sein trostloses Schicksal in ein glücklicheres zu verwandeln, immer begegneten sie demselben Ausdruck sanfter Unerbittlichkeit. Und wie sie vor sich hinblickte, unendlich fromm, unendlich teilnahmslos, so tat ihr ganzes Gefolge, und der schwer begreifende Pabel begriff endlich, daß all sein Flehen vergeblich sei.

„Geh, mein Kind,“ sprach die Oberin, „geh mit Gott und bedenke, wo immer Du wandelst, wandelst Du unter Seinen Augen und unter Seinem Schutze. Und wenn er mit uns ist, was vermögen die Menschen wider uns? was vermag ihr böses Beispiel, und was die Versuchung, in die ihr böses Beispiel uns führt? Geh getrost, mein Kind, und der Herr geleite Dich.“

Sie gab der Pfortnerin einen Wink; diese eilte, die Tür der Halle zu öffnen. Stumm, ohne Gruß, schritt Pabel dem Ausgang zu. Da ertönte plötzlich ein durchdringender Schrei. Milada, die regungslos dagestanden, ohne den Blick, ohne das ein wenig heuchlerisch zur Seite geneigte Köpfchen auch nur einmal zu erheben, raunte ihrem Bruder nach: „Warte, ich geh mit Dir!“ rief sie, hing sich an seinen Hals, küßte ihn und schluchzte: „Armer Pabel! Armer Pabel!“ Ganz außer sich schlug sie mit den kleinen Fäusten nach den Nonnen, die an sie herantreten und sie in sanft beschwichtigender Weise zur Ruhe ermahnten. Sie keuchte, sie wimmerte: „Lassen Sie mich! Ich will mit ihm gehen, weil er arm ist.“



„Weil er ein Dieb ist . . . Sehen Sie, sehen Sie! er hat Lumpen, er hat nichts zu essen, ich will auch Lumpen haben, ich will auch nichts zu essen haben, ich will nicht eine Heilige sein und in den Himmel kommen, wenn er in die Hölle kommt!“

Sie schrie, als ob sie sich mit Gewalt die Brust zersprengen wollte, und er, kämpfend zwischen seiner Bestürzung über ihre Heftigkeit und seiner Freude über diese unerwartete Aeußerung ihrer Liebe, starrte sie an, beschämt, beglückt — und böllig ratlos, und rührte sich nicht, als die Klosterfrauen einen dichten Kreis um ihn und Milada schlossen, die Arme der Kleinen von seinen Nacken lösten und sie, festgehalten an Händen und Füßen, emporhoben. Es geschah mit größter Schonung, ohne das geringste Zeichen von Ungeduld; ein tiefes Leid ein inniges Bedauern war alles, was sich in den Mienen der frommen Frauen ausdrückte, als ihr Bögling auch jetzt noch seinen Widerstand fortsetzte.

„Babel!“ kreischte das Kind, „Babel, reiß mich los! . . . Gehen wir fort, weit weg . . . gehen wir zusammen in die Arbeit, in den Ziegelschlag, wie früher, wie damals, wo wir klein waren . . . Ich will dich geben auf Dich, daß Du kein Dieb mehr bist . . . Reiß mich los! . . . Nimm mich mit . . . Geh nicht allein . . . Ich seh Dich nie mehr, wenn Du allein weggehst . . . Sie lassen Dich nie mehr zu mir . . . Nie mehr!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Jens Himmelreich.

Von Karin Michaelis. Uebersetzung von G. Riß.

Manche Leute meinten, daß Aren Pappel einen irdischeren, menschlicheren Namen für seinen Bullen hätte ausfindig machen können als gerade Jens Himmelreich. — Aber Aren machte sich nichts daraus. — Er entsann sich noch recht gut, wieviel Mühe es ihm seinerzeit bereitet hatte, einen Namen für seinen Jungen zu finden, weil ja sowohl er wie Ann-Sofi, mit Respekt zu vermelden, Jungfernfinder waren und ihre Jugend im Kirchspiel verbracht hatten, ohne auch nur je durch eine Tracht Prügel zur rechten Zeit an die Existenz eines Vaters erinnert zu werden. Sonst wäre es leicht genug gewesen, dem Burschen einen Namen zu geben; denn dann wäre er einfach nach Aren Pappels Vater und Ann-Sofis Vater benannt worden.

Man hatte ja eine Menge Namen zur Auswahl; aber gerade auf denjenigen zu versallen, der dem Jungen hier in der Welt am meisten Nutzen bringen könnte, das war das Schwierige.

In all seiner Einfalt kam da Aren auf den Gedanken, daß der Junge nach dem König benannt werden und Kristian Aren Pappel heißen sollte; denn es verlieh ihm doch gewissermaßen einen ordentlichen Nimbus, ein Namensvetter des Königs zu sein.

Aber damals war Ann-Sofi die Klügere. Sie sagte: wenn der Junge Kristian heißen solle, so solle er auch Fredrik heißen, damit, wenn der König stürbe und sein Sohn zur Herrschaft käme und auch der wieder stürbe und so fort, ihr Junge doch in alle Ewigkeit genau so heiße wie der Inhaber der Krone, weil die dänischen Könige, solange die Welt bestände, abwechselnd Kristian und Fredrik hießen. Nur müsse der Junge sich eben Kristian nennen lassen, wenn ein Kristian auf dem Throne sitze, und Fredrik, sobald der König Kristian gestorben sei.

In der Taufe erhielt er also die Namen Kristian Fredrik Aren Pappel — aber Aren war ganz aufgeregt, bevor er diesen Entschluß faßte; und er war froh darüber, daß sie nicht noch mehr Kinder bekämen, denen man, abgesehen vom Brechen und Weizen, auch einen Namen geben mußte.

Uebrigens war der Name des Stiers mit Herz und Verstand erfunden, und das wußte niemand besser als er und Ann-Sofi.

Wenn Aren Pappel seine größte Mistgabel genommen und die Erinnerungsgrube bis auf den Grund durchforscht hätte — die so tief war wie ein künstlicher Brunnen — nie würde er auf einen Menschen gestoßen sein, der für ihn daselbe bedeutet hätte wie Jens Himmelreich.

Denn was war Aren vorher anders gewesen als „Aren aus dem Moor“, der ärmste Schluder fast auf der ganzen Insel! So fleißig er und Ann-Sofi auf dem Acker auch schafften und schufteten, soviel Schweiß sie auch vergießen mochten, stets war Schmalhans Küchenmeister bei ihnen gewesen, und die Kleider hingen ihnen in Fetzen herab wie die Blätter an den Bäumen im Herbst.

Eine Kuh hatten sie allerdings, aber was besagte das! Die Milch wanderte ja, Liter für Liter, in die Molkerei; und was Ann-Sofi zurückbekam, war so frei von Sahne wie ein gefegter Fußboden von Dreck. Und wenn die Kuh kalbte — sie brachte die reinen Giraffen zur Welt — so mußte Aren dem Kalb schleunigst den Garauß machen, damit es nicht von selbst verenden sollte.

Und dann geschah das Wunderbare, daß Aren eines Nachts träumte, er solle mit seiner Kuh zum Festlande ziehen und sie

zu dem prämierten Stier führen, von dem so viel in der Zeitung gestanden hatte. Ann-Sofi fand den Einfall sehr töricht, aber wenn Aren sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann sah das so fest wie ein Erlenstumpf im Lehmboden und war nicht wieder auszuroden.

Aren Pappel zog also mit seiner Kuh zum Festlande, und die Kuh wurde tragend. Kurz, das Kalb war niemand anders als Jens Himmelreich.

Zuerst hieß es schlecht und recht Jens, denn diesen Namen hatte der Junge, Kristian Fredrik, ihm gegeben; aber als der Stier zum erstenmal auf der Viehschau einen Preis davontrug, eine große silberne Medaille und zweihundert Kronen, da bekam er den wohlverdienten Zunamen „Himmelreich“.

Von nun an war Aren Pappel ein Mann, dem man Achtung entgegenbrachte. Jens Himmelreich aber war auch sozusagen die Quelle, aus der sich ein Strom von Gold, Silber und Papiergeld ergoß. Manchmal mußte Aren in die Scheune gehen, um so recht von Herzen in seinen Holzschuhen umherzustrampfen und für sich selber Hurra zu rufen.

Ann-Sofi stridte aus grün- und blaugesponnenem Garn ein paar lange Strümpfe, um das Geld darin zu verwahren. Das lag dann und ruhte aus. Der Junge aber wuchs empor wie eine Weide am Graben; er wurde ein hübscher, kluger Bursche, der ordentlich über die Dinge nachdachte. Nur das eine wußte er nicht recht, wer der Größte sei, Jens Himmelreich oder Gott Vater im Himmelreich; aber woher all das gute Essen kam, seht, das wußte er! Aren Pappels „Opfer“ an den Pfarrer fiel so reichlich aus, wie das irgendeines Großbauern; und Ann-Sofi wurde sogar einmal nach dem Gottesdienst zum Kaffee in den Pfarrhof geladen. Auch der Junge war mit dabei. Als sie nach Hause kamen, sagte er: „Ich will Pfarrer werden, jawohl!“ Ann-Sofi war es bei diesen Worten zumut, als tanze eine Sonne in ihrem Herzen. Sie wuschte ihm mit ihrem Handrücken die Nase ab und versprach ihm hoch und heilig, das solle er auch werden, wenn nur der liebe Gott seinen Segen noch viele Jahre auf Jens Himmelreich legen wolle.

Der Junge wurde aufs Festland gesandt und kam auf die Lateinschule; er trug Lederstiefel an den Füßen, bediente sich eines Taschentuchs, um die Nase zu schnauben, erlernte die Sprachen fremder Länder, und lernte mit der kleinen Forke zu hantieren, die die Stadtleute Gabel nannten, und mit der man das Fleisch aufspießte.

Die Eltern waren unsäglich stolz auf ihn. Aren kam sich wie der glücklichste Mann der Welt vor, und Ann-Sofi war seine gute Frau.

Der Junge bekam nicht nur so viel frisches Rindfleisch, wie er verschlingen mochte, sondern auch Feinbrot mit Butter und Wurst darauf war tägliche Kost; und zu keiner Mahlzeit fehlte der Schnaps und hernach der Tabak, der die Stube in dichten Nebel hüllte.

An der Wand hingen — an Stelle der Grab- und Hochzeitskerse in Glas und Rahmen wie bei andern Inselbewohnern — Jens Himmelreichs große Ehrenbriefe von allen Ausstellungen auf dem Festland. Und zwischen den prallgefüllten Strümpfen in der Truhe lagen, in Ann-Sofis wollene Unterröcke gewickelt, die silbernen Medaillen und Krüge, die nach Recht und Billigkeit eigentlich im Stalle bei Jens Himmelreich hätten hängen müssen.

Aus weiter Ferne kamen die Leute, fast wie zu einer königlichen Hofzeit, um Jens Himmelreich ihre Aufwartung zu machen.

Aren Pappel, der im Kalender von den Pilgrimen gelesen hatte, die zu Fuß nach dem heiligen Grabe gewandert waren, meinte, es sei etwas Ähnliches mit den Festlandstüben, die zuerst über die Landstraße trakteten, dann über das tiefe Wasser fuhrten und wieder auf ihren Weiden die Landstraße passierten, bevor sie ihr Ziel erreichten, das Jens Himmelreich hieß.

Die ganze Insel war stolz auf Jens Himmelreich; und als er einmal das Unglück hatte, einen Knecht vom Festlande aufzuspießen und zu töten, da herrschte nur eine Ansicht darüber: der Bursche hätte sich besser in acht nehmen können.

Die Seeleute, die in der Welt umhergezogen waren und fremde Küsten und Menagerien mit wilden Tieren gesehen hatten, wollten einen Eid darauf leisten, daß ein Löwe im Vergleich mit Jens Himmelreich nicht mehr als ein Lamm bedeute.

Der Sohn wuchs heran, bestand seine Abschlußprüfung und kam nach Kopenhagen auf die Universität. Man merkte so deutlich, daß er sich durch sein Studium auf das Reich Gottes vorbereitete! Seine Briefe an die Eltern waren voll von Ermahnungen, das Gewissen zu erforschen und auf dem schmalen Wege auszuharren.

Ann-Sofi weinte dann stets vor Glückseligkeit und brachte die Briefe dem Pfarrer, für den Fall, daß er dieses oder jenes daraus für seine Predigt verwenden könnte, Aren Pappel war ja nicht sehr verändert mit der Feder, aber jeden Monat schickte er Geld und Grüße von sich und Ann-Sofi und Jens Himmelreich — hin und wieder fügte er auch einen Bericht darüber hinzu, wieviele Inselkühe und wieviele Festlandskühe bei Jens Himmelreich zu Besuch gewesen, und wieviele von ihnen wiederum ein dauerndes Vergnügen von dem Besuch gehabt hätten,



Kristian Fredrik schrieb, daß er nur danach trachte, von dem Heil ihrer Seelen zu hören und davon, wie eigentlich ihr Verhältnis zu Gott sei. Hierauf antwortete Kren: danke gut; aber ob denn nun Kristian Fredrik nicht bald kommen und sie besuchen wolle, die Mutter sehnte sich so über die Wochen nach ihm.

In den Sommerferien beabsichtigte Kristian Fredrik mit einem Freund einen Pfarrer auf dem Festlande zu besuchen; aber nun versprach er, auch ein paar Tage für einen Aufenthalt auf der Insel und bei den Eltern freizuhalten.

Ann-Sofi schaffte und lockte vor der Heimkehr des Sohnes, als gälte es, ein Begräbnis zu begehen. Und als er kam, verneigte sie sich vor ihm zur Erde. Er glied ja aufs Haar dem Christus auf dem Altarbild; der einzige Unterschied war der, daß dieser ein blaurotes Gewand trug, während Kristian Fredriks Kleidung grau war. Und er küßte Ann-Sofi.

Als er um noch einen Löffel Grütze bat, rang es, wie wenn der Pfarrer die Messe las. Seine Hände waren so weiß wie Müllerhände, und er hielt beim Gehen die Arme dicht an den Körper, als dächte er fortwährend nicht nur an den engen Pfad, sondern auch daran, sich durch eine sehr schmale Tür zu klemmen.

Zufällig hatte auch Jens Himmelreich vornehme Gäste, zwei Kühe von dem großen Herrenhof im Norden, Kühe, die selber prämiert worden waren. Nach der Mahlzeit lud Kren, der ja dem Sohne gern die Vergnügungen darbot, die er gerade bei der Hand hatte, Kristian Fredrik ein, der Begegnung zwischen Jens und den Gästen beizuwohnen.

Aber des Sohnes weißes Gesicht wurde so rot wie Blut; und, die Augen mit den Händen bedeckend, wandte er sich ab, als hätte er den leibhaftigen Satan gesehen. Da wurde Kren sehr verlegen. Wie hatte er sich darauf gefreut, dem Sohne ein Vergnügen bereiten zu können! Und als Ann-Sofi hörte, wie Kristian Fredrik die Sache auffaßte, da wurde auch sie ganz verwirrt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Siegeszug der Sojabohne.

Von C. Löbsta dt.

Bohnen verschiedener Art haben sich schon wiederholt auf Wanderungen und Eroberungszüge begeben. Die unseren Vorfahren seit altersher wohlbekannte Ackerbohne oder Puffbohne war aus dem Orient nach Deutschland gekommen. Viel später erst erhielten wir die feineren Gartenbohnen, die Busch- und Stangenbohnen; denn ihre Heimat ist Amerika und erst im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert kamen sie nach Europa. In der neuesten Zeit macht eine neue ostasiatische Bohne, die rauhaarige Sojabohne, viel von sich reden. Sie wird als eine ungemein nützliche Frucht gepriesen, in Massen eingeführt; an verschiedenen Orten sucht man sie auch anzubauen.

Den Japanern und Chinesen dient sie seit uralten Zeiten als ein wichtiges Nahrungsmittel. Sie wird darum in den betreffenden Ländern in Massen angebaut und zwar in der Mandchurei mit solchem Erfolge, daß dieses Land große Mengen der Bohnen nach Europa und auch nach Deutschland ausführt.

Man kann nun diese Frucht nicht ohne weiteres in die gleiche Linie mit unseren Bohnen und Erbsen stellen. Die Sojabohne enthält etwa 35 Proz. Eiweiß; sie ist an diesem wertvollen Nährstoff viel reicher als unsere Hülsenfrüchte, die nur 23—25 Proz. davon enthalten. Im Gegensatz zu den letzteren ist die ostchinesische Bohne sehr fettreich; ihr Delgehalt beträgt 20 Proz., während wir in Erbsen, unseren Ackerbohnen und Linen nur 1½ bis 2 Prozent Fett vorfinden. Dank diesen Eigenschaften ist die Sojabohne in passender Zubereitung trefflich geeignet, einen Ersatz für das Fleisch zu liefern. Da nun die Bevölkerung Japans und Chinas wegen ungenügender Viehzucht auf vegetarische Kost mehr oder weniger angewiesen ist, so ist für sie die Sojabohne ein äußerst wichtiges Nahrungsmittel. In der Tat wird sie auch in allen möglichen Formen genossen. Wir kennen verschiedene Sorten dieser Pflanze. Die einen reifen früh, die anderen spät. Auch die Samen sehen verschieden aus, bald sind sie rund wie die Erbsen, bald oval, bald nierenförmig; auch die Farben variieren, wir haben weiße, gelbe, grüne, braune, rote, bunte und schwarze Sojabohnen, die auch in der Feinheit des Geschmades abweichen. So werden zum Kochen schwarze Bohnen bevorzugt. Aus hellsamigen bereitet man dagegen Mehle, aus denen verschiedenes Gebäck hergestellt wird. Diese Mehle sind aber sehr eigenartig; im Gegensatz zu unseren Mehlen ist ihr Gehalt an Stärke sehr gering, dagegen sind sie außerordentlich reich an Eiweiß und Fett; darum ist Sojabrot ausgezeichnet für Zuckerkranke geeignet. Man verwendet auch in der ostasiatischen Küche einen Brei von Sojabohnen als Ersatz für Fett und Butter, indem man ihn Speisen zumengt. Höchst eigenartig sind die japanischen und chinesischen Sojaspzialitäten. Eine von ihnen ist auch in Deutschland bekannt geworden, es ist dies das pikante „Soyu“ oder die Sojasaucen. Zu ihrer Bereitung verwendet man eine Mischung von geröstetem Weizen und halbweichgekochten Sojabohnen, denen Kochsalz zugelegt wird. Zu dieser Masse fügt man noch Kulturen eines bestimmten Schimmelpilzes hinzu und läßt das Ganze unter gelegentlichem Umrühren langsam vergären. Man läßt die Mischung auf diese Weise acht bis neun Monate, ja selbst fünf Jahre lang stehen und

erhält so Saucen von verschiedenem pikanten Geschmack und verschiedener Schärfe. Dieses „Soyu“ wird in großen Mengen nach Amerika und England ausgeführt und hier zur Bereitung verschiedener Gewürze wie z. B. der Worcester sauce verwendet. Auch in Deutschland wird Soyju mehr und mehr beliebt. Diese Würze hat ungefähr denselben Wert wie das Fleischextrakt; in Japan werden von ihr jährlich gegen zweieinhalb Millionen Hektoliter verbraucht.

Viel wichtiger ist noch für den Japaner die aus Sojabohnen bereitete Bohnensülze, die man „Miso“ nennt; je nach der Art der Gärung wird sie schon in vier Tagen gebrauchsfertig oder kann erst nach wochenlanger Gärung verwendet werden. Das Produkt letzterer Art ist haltbarer und feiner im Geschmack. Diese Sülze wird als Beigabe zu Suppen, Reis und dergleichen verwendet und ist nicht nur eine Würze, sondern auch ein Nährmittel, da sie bis 10 Proz. Eiweiß enthält. Es werden in Japan jährlich gegen 30 Millionen Hektoliter Miso in Privathaushaltungen und in Fabriken erzeugt; es erhellt daraus, wie wichtig der Gegenstand für die Volksernährung des Volkes ist.

Ferner muß aber noch der in Ostasien sehr beliebte Bohnenkäse erwähnt werden. An Nährhaftigkeit steht er unserem Käse kaum nach. Man bereitet ihn in folgender Weise. Die eingeweichsten Bohnen läßt man durch warmes Wasser auslaugen. Dabei löst sich das Legumin, das Eiweiß der Bohne, im Wasser auf. Dieses wird nun abgeseigt und filtriert. Hierauf setzt man dem Filtrat etwas Mutterlauge zu, die bei der Seesalzgewinnung übrig bleibt. Durch die darin enthaltenen Salze wird das Eiweiß ausgeloßt und sammelt sich als flockiger Niederschlag auf dem Boden des Gefäßes. Nun wird das Wasser abgeseigt, das Eiweiß, das eine zähe, grauweiße Masse bildet, durch Auspressen vom Wasser befreit. Dieser „Friskäse“ kann nun für sich als Zuluft oder als Beimengung zu anderen Speisen verbraucht werden. Sein Fehler besteht aber in der großen Wasserigkeit und der dadurch bedingten leichten Verderblichkeit. Dem wird durch Trocknen des Käses abgeholfen. Eine originelle Methode wenden die Japaner an. Sie formen aus dem feuchten Friskäse flache Kuchen und lassen sie im Freien gefrieren. Infolgedessen tritt das Wasser in Gestalt von Eiskristallen an die Oberfläche der Käsescheibe. Nun wird diese in die Sonne gelegt. Hier schmilzt das Eis zu Tropfen, die man rasch mit einem Luche abwischt. Dann wird die Käsescheibe wieder zum Gefrieren gebracht, dann wieder in die Sonne gelegt und abgetrocknet. Man wiederholt das mehrere Male und erhält zuletzt einen ganz trockenen Bohnenkäse. Dieser „Kori-Tofu“ ist aber besonders befürchtlich, denn durch das Gefrieren und die Bildung von Eiskristallen in der Mitte der Scheibe wird die Masse ähnlich gelockert wie der Teig durch Hefe oder Backpulver. Dieser Kori-Tofu oder „Eisbohnenkäse“ ist leichter verdaulich und auch haltbarer. Außer ihm wird aber noch ein anderes haltbares Produkt, der geräucherte Bohnenkäse, hergestellt. Derartige trockene Käse enthalten gegen 45 Proz. Eiweiß und 30 Proz. Fett.

Natürlich lassen sich die Ostasiaten nicht entgehen, die fettreiche Sojabohne auch zum Pressen von Del zu benutzen. In Asien wird es zur menschlichen Ernährung verwendet; russische Soldaten haben es während des Feldzuges in der Mandchurei vertragen können, so lange es frisch war. Als Speiseöl ist es aber auf alle Fälle minderwertig.

Schließlich sei noch mitgeteilt, daß die Chinesen aus der Sojabohne eine eigenartige Pflanzennmilch bereiten, die roh, gekocht und gezuckert in den Handel gebracht wird.

In neuester Zeit wurde die Sojabohne von den Europäern mehr und mehr gewürdigt. Die Einfuhr der Sojabohnen nach England und Deutschland ist im Steigen begriffen. Vorläufig werden sie hier zur Delgewinnung verwendet, und das Del wandert in Eisfabriken. Die Presskuchen bilden aber, wie verschiedene Versuche erwiesen haben, ein wertvolles Viehfutter. Da in jüngster Zeit die Einfuhr der Sojabohne zollfrei geworden ist, wird sie sich noch bedeutend steigern.

Ob aber bei uns die ostasiatische Frucht immer nur zur Delgewinnung verwendet werden wird, erscheint mindestens fraglich. Es wird gewiß nicht an Versuchen fehlen, die verschiedenen japanischen und chinesischen Spezialitäten auch bei uns herzustellen; denn unsere Nahrungsmittelindustrie sucht gerade, was Gewürze und Eiweißnährmittel anbelangt, nach Neuem, Besserem und Billigerem. Allerdings entsteht bei alledem die Frage, ob auch die Sojabohne von dem europäischen Magen ebenso gut wie von dem ostasiatischen bewältigt wird. Auch an die Nahrungsmittel muß sich der Mensch, müssen sich Völker und Massen im Laufe der Jahre und Jahrhunderte gewöhnen. Daß dies aber möglich ist, unterliegt keinem Zweifel.

Als die Bedeutung der Sojabohne erkannt wurde, ging man an vielen Orten an den Versuch, sie auch in Europa zu bauen. Die Ergebnisse fielen aber nicht ermutigend aus. Die Hülsenfrüchtpflanzen gedeihen gut im Boden, wenn sie dort gewisse Bakterien vorfinden, mit denen sie gemeinsame Sache machen. Diese Bakterien bilden Knöllchen an den Wurzeln der Pflanzen und werden darum Knöllchenbakterien genannt. In den europäischen Böden fehlten nun diese Arten von Sojabakterien. Da kam man auf den Gedanken, diese aus Japan von den Kulturfeldern der Sojabohnen zu beziehen und sie auf unsere mit Soja besäten Wälder auszustreuen. Der Erfolg blieb in der Tat nicht aus. Leider braucht aber die Sojabohne so viel Wärme, daß ihr Anbau in



Deutschland sehr unsicher ist. Man hofft aber, daß es vielleicht doch gelingen wird, eine frühreifende Sorte herauszufinden, die eine so kurz Vegetationsdauer besäße, daß sie auch nördlich von den Alpen mit Vorteil kultiviert werden könnte. Aber auch jenseits des Atlantischen Ozeans, in verschiedenen Gebieten Amerikas bürgert sich der Anbau der Sojabohne ein. So schließt sich der Ring um die Erde und die Ostasiatin zählt nun mit zu den weltrobernden Kulturpflanzen.

### Künstlerbriefe.

Kunstwerke zeugen für sich selber und bedürfen, solange sie lebendig sind, weder des Kommentars noch der Erklärung. Aber hinter den Kunstwerken steht schließlich der Mensch, der sie geschaffen hat. Und wenn wir in sein Leben und Schaffen, sein Denken und Empfinden Einblicke gewinnen, wird auch seine Kunst uns näher kommen. Das Aprilheft der besten deutschen Kunstzeitschrift („Kunst und Künstler“, Verlag von Bruno Cassirer) bringt eine Fülle von Künstlerbriefen des 19. Jahrhunderts. Zwei davon sehen wir im Auszuge hierher, weil sie höchst charakteristisch sind für die Welt zweier Künstler, die beide in ihrer Weise dem Proletariat etwas zu bieten haben. Beide stammen beziehungsweise von Franzosen, die ja im 19. Jahrhundert in der Kunst überhaupt und vor allem in der sozialen Kunst die Führung gebot haben.

J. F. Millet (1814 bis 1874), der Entdecker und Räuder der großen einfachen Natur, der Epitaph der menschlichen Arbeit in der Natur, offenbart sein ganzes Wesen in einem Brief an einen Freund. Er erklärt, daß er weder für nackte Frauen noch mythologische Motive, die Hauptgegenstände der damaligen Kunst, Interesse hat, sondern Flachs hechelnde Frauen, Feldarbeiter und Holzleier bevorzugt. Dann fährt er fort:

„Kurz und gut — jene Dinge sagen meinem Temperament mehr zu — denn ich muß Dir gestehen, selbst auf die Gefahr hin, für einen Sozialisten gehalten zu werden, daß es die menschliche Seite ist, die mich am meisten in der Kunst ergreift, und wenn ich könnte wie ich wollte, so würde ich nur malen oder wenigstens zu malen versuchen, was das Resultat eines durch den Anblick der Natur empfangenen Eindrucks ist in der Landschaft oder im Figürlichen. Die fröhliche Seite des Lebens zeigt sich uns nie — ich weiß nicht, wo sie ist — habe sie nie gesehen! Das Heiterste, das ich kenne, ist die Ruhe oder das Schweigen, wie man es so löstlich in den Wäldern oder auf den Feldern genießt, ob sie bearbeitet werden oder nicht. Du wirst mir zugeben, daß ich immer derselbe Träumer bin und daß meine Träume schwermütig wenn auch löstlich sind. Du sitzt unter Bäumen und bist erfüllt von aller Ruhe, allem Wohlbehagen, das man nur genießen kann, da siehst Du auf einmal aus einem kleinen Seitenpfad eine ärmliche Figur heraustreten und ein Bündel Holz auf dem Rücken: — das Unerwartete und Auffallende dieser Erscheinung führt uns auf einmal den traurigsten menschlichen Zustand vor die Seele: Arbeit bis zur Erschöpfung. Das gibt immer einen Eindruck analog dem, den Lafontaine in seiner Fabel vom Holzhauer gibt. Welche Freude hat er gekostet, seit er auf der Welt ist? Gibt's einen Kermeren in der runden Maschine?“

Auf den bearbeiteten Aedern, aber auch manchmal auf dem Land, wenn es kaum bearbeitet wird, sieht man grabende, hadende Menschen. Als und zu recht einer seine Klieder, wie man so sagt, and troknet sich mit dem Rücken seiner Hand den Schweiß von der Stirn:

„Im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen.“ Ist das die heitere, beglückende Arbeit, an welche uns manche Leute so gern glauben machen wollen? — Nur darin aber finde ich das wahre Menschentum, die große Poesie. Ich höre auf, um Dich nicht schließlich doch zu langweilen. Verzeih nur! Ich bin ganz allein, ohne jemand, mit dem ich über meine Gefühle reden könnte; so habe ich mich gehen lassen, ohne daß ich es merkte. Ich werde auch nicht wieder dabon anfangen.“

Der andere Brief ist von Gustav Courbet (1819 bis 1877), dem starken und temperamentvollen Vorkämpfer des Realismus, der kunstwürdige Stoffe in den Dingen und Menschen des Alltags — z. B. einem Steinklopfer oder einer gewöhnlichen Beerdigung — findet. Courbet, nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch Revolutionär, leidenschaftlicher Feind des verkauften Kaiserthums und der herrschenden Gesellschaft, späteres Mitglied der Kommune, war von einem neuen Minister der schönen Künste zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden. Der Minister hatte damit einen Richtungswechsel in der Kunstpolitik andeuten wollen. Aber Courbet lehnt mit schönen, stolzen Worten vom 23. Juni ab. Er schreibt:

„Dieses Verfahren ehrt Sie, Herr Minister, aber gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß weder mein Standpunkt noch meine Entschlüsse dadurch geändert werden konnten.“

Meine bürgerlichen Ansichten sträuben sich dagegen, daß ich eine Auszeichnung annehme, die durchaus auf monarchischem Prinzip fußt.

Diesen Orden der Ehrenlegion, den Sie in meiner Abwesenheit für mich erwirkt haben, — muß ich nach meinen Grundsätzen ohne weiteres ablehnen.

Zu keiner Zeit, in keinem Fall, aus keinem Grunde hätte ich

ihn angenommen. Noch weniger Würde ich es heute tun, wo der Verrat sich von allen Seiten mehrt und das menschliche Gewissen sich über so viel eigennützige Gefinnungslosigkeit betrüben muß. Ehre besteht weder in einem Titel noch in einem Orden, sondern in Taten und ihren Beweggründen. Und zum größten Teil in der Achtung vor uns selbst und den eigenen Ideen. Ich ehre mich dadurch, daß ich den Grundsätzen meines ganzen Lebens treu bleibe; wenn ich sie aufgäbe, würde ich die Ehre aufgeben um des äußeren Scheines willen.

Mein künstlerisches Gewissen sträubt sich nicht weniger dagegen, eine Belohnung anzunehmen, die mir von der Hand der Regierung aufgedrängt wird. Der Staat ist in Kunstfragen nicht kompetent, wenn er sich anmaßt, zu belohnen, so begeht er einen Eingriff in das öffentliche Urteil. Seine Einmischung wirkt durchaus demoralisierend und verhängnisvoll für den Künstler, den sie über seinen eigenen Wert täuscht, — verhängnisvoll für die Kunst, die sie in offizielle Wohlstandigkeit einzwängt und die sie zu unfruchtbarer Mittelmäßigkeit verdammt. Das Beste für ihn wäre, sich davon zurückzuhalten. An dem Tage, wo er uns freiläßt, wird er seine Pflicht gegen uns erfüllt haben.

Gestatten Sie also, Herr Minister, daß ich die Ehre ablehne, die Sie glauben, mir erwiesen zu haben. Ich bin fünfzig Jahre alt und bin immer mein eigener Herr gewesen; lassen Sie mich mein Leben als ein Freier beschließen; wenn ich tot bin, soll man von mir sagen: er hat keiner Schule, keiner Kirche, keiner Richtung, keiner Akademie, besonders keinem System angehört, nur dem der Freiheit.“

### Kleines Feuilleton.

#### Kulturgeschichtliches.

Geschichte und Verbreitung der Schminke. Wenn man alles als Schminke bezeichnen will, was auf das Gesicht oder andere Körperteile aufgetragen wird, um der Haut einen gewissen Glanz oder eine bestimmte Farbe zu geben, so ist diese Sitte sehr alt und auch außerordentlich weit verbreitet. Sie ist auch nicht etwa auf die sogenannten Kulturvölker beschränkt, sondern findet sich auch bei sehr vielen Naturvölkern oder solchen, die der Europäer in seinem Hochmut gewöhnlich als „Wilde“ bezeichnet. Wie alt der Gebrauch von Schminke eigentlich ist, läßt sich schwer feststellen, denn wahrscheinlich reicht er in die vorgeschichtliche Zeit zurück. In manchen Staaten, wo sich Reste des Urmenschen erhalten haben, sind auch kleine Stüchchen farbiger Erde gefunden worden, die darauf schließen lassen, daß auch schon jene uralten Vorfahren des heutigen Menschen solche Naturfarben als Verschönerungsmittel gebrauchten. Im alten Griechenland und Rom gar wurden ganze Schminckkästen von einer Vielfaltigkeit der Ausstattung für das Toilettenzimmer von Damen der großen Welt hergestellt, daß ihnen vielleicht an Raffinement auch jetzt nur wenig an die Seite gestellt werden kann. Daraus läßt sich schon vermuten, daß die Sitte des Schminkens damals bereits eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich hatte, und in der Tat haben uns schon die ältesten Schriftsteller manches davon berichtet. Papa Herodot betont den Gebrauch der Schminke bei den Aethiopiern, die allerdings den besonderen Zweck damit verbunden, sich durch Bemalung und Bekleidung des Körpers beim Auszug in einen Kampf für ihre Feinde auch äußerlich furchtbar zu machen. Und überhaupt ist es fast als eine Ausnahme zu bezeichnen, wenn ein Volk auf diese sonderbare Art der Verzierung gar nicht verfallen ist. Der Name der Picten, den die Römer der von ihnen angetroffenen Urbevölkerung von Schottland beilegte, soll geradezu von der Bemalung ihres Körpers hergeleitet sein, ebenso der Name der gallischen Völkerhaft der Pictaven. Auch die alten Germanen, die doch sonst ein Naturvolk im besten Sinne waren, hatten keine Abneigung gegen ein Schminken des Körpers mit verschiedenen Farben, wie Tacitus bezeugt. Wenn man die Bibel für diesen Gegenstand als Geschichtsquelle benutzt, so finden sich darin schier unzählige Angaben, namentlich im Alten Testament. Unter den alten Juden muß das Schminken sogar in ganz besonderem Ansehen gestanden haben, denn sonst könnte Job nicht darauf verfallen sein, einer seiner Töchter einen Namen zu geben, der in der Uebersetzung ungefähr mit Schminckopf wiederzugeben wäre. Diese Deutung gibt wenigstens Dr. Laverne im „Kosmos“ unter der Behauptung, daß im Hebräischen die Bezeichnung für Antimon auch für Schminke gebraucht wurde. Daß die Töchter Sions unter anderem auch ihre Nägel färbten, ist durch viele Bibelstellen belegt. Das bekannteste Beispiel für die Verwendung der Schminke in einer übertriebenen und augenscheinlich abfälliger beurteilten Weise ist das der Königin Isebel, die sich mit besonderer Sorgfalt schminkt, ehe sie sich dem König Jehu zeigt. Das Zaubermittel tat in diesem Falle nicht seine Wirkung, denn der junge König ließ sie unmittelbar danach aus dem Fenster stürzen. Im Mittelalter scheint das Schminken ein wenig abgekommen zu sein, denn sonst hätte sich vielleicht Kolumbus weniger darüber gewundert, daß die Bewohner des neuentdeckten Erdteils ihr Gesicht und zum Teil auch ihren übrigen Körper bemalten. Erst in der Neuzeit kam es dann wieder zu einem großen Aufschwung und zu einem wahren Schminckluxus, der sich beispielsweise darin ausdrückt, daß die Kaiserin Josephine in einem Jahre für fast 3000 R. „Rot“ verbrauchte.